

Jenseits von Eden: Die Reben, die Feuerlilie, der funkelnde Stein

„Ein sommerliches Garten-Feuilleton zum Programmauftakt“ des zweiten Halbjahres
in der Evangelischen Stadtakademie Bochum am 24. August 2014

1953, drei Jahre vor seinem Tod, schrieb Bertolt Brecht ein Garten-Gedicht. Er hat den Garten, den er beschreibt, nicht angelegt, er hat ihn vorgefunden, als er in das Haus in Buckow zog:

*Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel
Beschirmt von Mauer und Gesträuch ein Garten
So weise angelegt mit monatlichen Blumen
Daß er vom März bis zum Oktober blüht.
Hier, in der Früh, nicht allzu häufig, sitz ich
Und wünsche mir, auch ich mög allezeit
In den verschiedenen Wettern, guten, schlechten
Dies oder jenes Angenehme zeigen.¹*

„Nicht allzu häufig“ sitzt der Dichter in diesem Garten. Es gibt ja viel zu arbeiten: im Theater, an den schriftstellerischen Projekten, in den politischen Auseinandersetzungen. Aber hin und wieder nimmt er die Blumen in Augenschein, die *vom März bis zum Oktober* blühen (*Folie 1*). Brecht ist kein alter Mann (er ist gerade 55, als er dieses Gedicht schreibt), aber manchmal ist er erschöpft. Die Wege während der Exilsjahre haben ihn angestrengt, und der endlich Zurückgekehrte nimmt desillusioniert wahr, dass die Realisierung des Sozialismus schwieriger ist als erwartet. Es ist nicht leicht, in den künstlerischen und politischen Kontroversen freundlich zu sein. Dabei wollte er doch *den Boden bereiten* (eine Garten-Metapher!), *den Boden bereiten für Freundlichkeit*. Nun geht er manchmal in den Garten und nimmt sich ein Beispiel an den Blumen. Sie nehmen nicht leicht etwas übel; sie blühen zu ihrer Zeit, wie es ihre Art ist. Brecht wünscht sich, auch er *mög allezeit in den verschiedenen Wettern, guten, schlechten, dies oder jenes Angenehme zeigen*. Nicht ungenießbar, nicht abweisend werden also, nicht resignieren, sich nicht abbringen lassen von dem großen Ziel, dass *der Mensch dem Menschen ein Helfer* werde.

Eine ähnliche Erwartung kann man auch im Blick auf das Leben und die Welt haben: dass sie mir ihre angenehmen Seiten nicht vorenthalten, wenigstens nicht lange und schon gar nicht für immer. Das Garten-Motiv allerdings enthält schon eine Einschränkung. Brechts *Blumengarten* (so heißt sein Gedicht) ist zwar *weise angelegt*, aber auch er blüht nur vom März bis zum Oktober. In den übrigen vier Monaten (so kann man es hierzulande ohne Übertreibung feststellen) ist Winter. Da ist der Garten zwar nicht tot, wie man beim flüchtigen Hinsehen meinen könnte, aber das Leben in ihm ist reduziert, es zieht sich zurück und ist nicht ohne weiteres erkennbar. Im März wird es allmählich wieder sichtbar, im Oktober geht es manchmal mit den Blüten jäh zu Ende; der erste Frost bringt die unermüdlich nachwachsenden Rosenknospen zum Erstarren. Dazwischen aber geht es auch in weise angelegten Gärten nicht ausgeglichen zu: Es gibt Zeiten, in denen die Blumen

¹ Der Blumengarten, in: Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1981, 1009.

sich nicht genug tun können an Farben, Fülle und Duft, und andere, in denen wir vor lauter Grün beinahe enttäuscht sind: Wohin ist das alles gegangen? Es gibt eine merkwürdige Definition von Hrabanus Maurus, einem der bedeutendsten Gelehrten des karolingischen Reiches, der ein 22 Bände umfassendes Kompendium des Wissens seiner Zeit hinterlassen hat. Er schreibt im 9. Jahrhundert: „Hortus [Garten] wird der Ort genannt, weil dort immer etwas wächst. Denn wenn sonst die Erde einmal im Jahr etwas hervorbringt, trägt der Garten immer Früchte.“ Vielleicht spricht der Gelehrte hier mehr vom Garten des Paradieses als von den irdischen Gärten. Denn für die Gärten um Fulda und Mainz, wo der Schriftsteller Hrabanus Maurus (der *afrikanische Rabe*) lebte, stimmt und stimmte es nicht, dass sie immer Früchte tragen. Oder handelt es sich um eine idealtypische Beschreibung, die ihre Pointe daraus bezieht, dass der Garten mehr ist als die Summe seiner Pflanzen? Jede von ihnen hat ihre Zeit; der Garten aber weist, als Ensemble vieler Pflanzen, „immer“ etwas auf, was blüht oder Frucht trägt. Genau besehen, heißt aber auch dieses *Immer*: vom März bis zum Oktober.

Wir merken, was wir immer schon ahnen: Der Garten ist mehr als ein Areal, das Arbeit macht und angenehme Empfindungen weckt; er ist ein Symbol. Ein Symbol für die Schönheit, die Fülle, den scheinbar unerschöpflichen Überfluss – aber auch für die Unbeständigkeit der Schönheit. Es ist eben nicht so, dass „der Garten immer Früchte trägt“. Es gibt *Mehltau, Frost, Reif und Schloß'*, die für Blüten und Früchte eine Gefahr sind (*Schloßen* sind Hagelkörner, und sie erscheinen zusammen mit *Mehltau, Frost und Reif* in dem Lied „Wie lieblich ist der Maien“² von Martin Behm, 1606), und unweigerlich kommt der Winter, in dem alles erstarrt. Und damit wird der Garten zum Symbol auch für das Leben: Manchmal blüht es, dann wieder verdorrt es; zuweilen gedeiht es unter dem Segen des offenen Himmels, zu anderen Zeiten zieht es sich zusammen wie in winterlichem Frost. Nur von dem verlorenen Garten, nur von Eden lässt sich annehmen, dass in ihm die Fülle keine Grenze hat (oder sollen wir sagen: hatte? Das würde dann darauf deuten, dass es diesen Garten zu einer bestimmten, lange zurückliegenden Zeit wirklich gegeben hat).

Karl Barth gibt sich in seiner Kirchlichen Dogmatik in dieser Frage unentschlossen. Er findet es „begreiflich“, dass „die neugierige Frage: wo lag das Paradies? sich immer wieder erheben konnte und wohl auch nie ganz zur Ruhe kommen wird.“ Und dann erklärt er: „Man darf diese Frage aber, wenn man dem (biblischen) Text wirklich treu sein will, doch nur stellen, um sie alsbald wieder fallen zu lassen.“³ Andererseits besteht er darauf: „Es war ein wirklicher Ort auf der wirklichen Erde, fern und einzigartig allen irdischen Orten gegenüber und doch mit ihnen in Beziehung auf einer Ebene, so daß der wirkliche Mensch auf der wirklichen Erde dort sein konnte und es bis heute nicht übersehen, nicht vergessen kann, immer daran denken muß: es gab und es gibt im Bereich aller anderen, der bekannten irdischen Orte auch diesen unbekanntem, außer den erreichbaren auch diesen unerreichbaren, außer seinem eigenen auch diesen für ihn verlorenen Ort, und eben dieser ist seine Heimat.“⁴

² EG 501,2.

³ KD III/1, Zollikon-Zürich (EVZ) 1947², 287.

⁴ Ebd.

„Ich schlafe, doch mein Herz ist wach.
Öffne mir, meine Schwester,
meine Taube, meine Unbefleckte,
denn mein Kopf ist benetzt mit Tau
und meine Locken mit den Tropfen der Nächte.“

So klingt ein *Lied aus dem Garten*, zu finden im Hohenlied Salomos, einem noch immer fast versteckten kleinen Buch ziemlich genau in der Mitte der Bibel⁵. Wir hören ein Stück Musik, gespielt von Maik Hester.

Dorther also, aus dem biblischen Paradies, kommt der Mensch, meint Karl Barth. Hinter ihm liegt die Fülle, für die er nicht sorgen musste, weil für sie gesorgt war. Diese Fülle hat er sozusagen *im Rücken*. Zwar ist auch das Leben im Garten Eden bereits mit einem Auftrag verbunden. Der Mensch ist in ihn gesetzt, „dass er ihn bebaute und bewahrte“ (Genesis 2,15). Aber es ist keine Rede davon, dass er sich – und den Garten! – gegen Dornen und Disteln behaupten müsse. Die kommen erst später, nach der Vertreibung aus dem Paradies, also jenseits von Eden. Man kann sich den „Urzustand“ schwer vorstellen. Vielleicht so: Im Paradies gibt es nichts Widriges und Lästiges, nichts, was klein gehalten werden müsste in ständigem Kampf, nichts, was die Arbeit des Gärtners und der Gärtnerin zunichte machen würde, sobald sie darin nachließen. Das Bebauen und Bewahren ist einfach ein Befördern dessen, was ohnehin geschieht: *Es wächst*. Ein ruhiges, unaufgeregtes, umsichtiges Arbeiten. Ein *cólere* – bebauen, pflegen – *ohne Choleric*.

Daran wäre zu messen und umso genauer wahrzunehmen, was seit Menschengedenken der Fall ist: In den Gärten, die wir anlegen, ist nichts im Überfluss vorhanden (allenfalls die Quecke, der Giersch und die Ackerwinde) – und dass wir ihre Blüten und Früchte genießen können, setzt Arbeit voraus. Arbeit, zu der es keine Alternative gibt. Man kann sie nicht auch lassen, wenn einem nicht danach zumute ist. Einem Garten, der jenseits von Eden liegt – und andere gibt es nicht –, sieht man es an, wenn er auch nur einen Sommer lang, ja für einen Monat vernachlässigt wurde. Dann, so sagt man, „holt sich die Natur zurück“, was ihr zuvor abgerungen war, und diese Natur ist nicht, wie in der biblischen Paradiesgeschichte, eine Wohltat für den Menschen, sie ist ihm eine Gegnerin, ja eine Feindin. (Einen Garten zu haben, bedeute nicht so sehr Genuss als ständigen Krieg – so eine zugespitzte Beschreibung.)

Wie das im größeren Maßstab aussieht, das ist in einem Buch über den mittelalterlichen Garten nachzulesen. Die Autoren beschreiben, wie sich das Ende des weströmischen Reiches im Jahre 476 für den größten Teil Europas ausgewirkt hat: als „das Ende einer komplex organisierten, vom Handel geprägten, städtischen Zivilisation ... Selbst früher dicht besiedelte und intensiv bewirtschaftete Gebiete fallen wieder an die scheinbar übermächtige Natur, die sich in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ständig weiter ausdehnt, zurück. Städte und Dörfer werden gleichsam von ihr verschlungen. Das ehemals umfangreiche Wege- und Straßennetz verschwindet unter einem dichten Teppich wuchernder Vegetation ... Überall stößt der Reisende auf riesige, zusammenhängende

⁵ Hld 5,2 (nach Martin Luther).

Waldgebiete, die fast die gesamte natürliche Landschaft bedecken.“⁶ Diese Verwilderung Europas ist die Voraussetzung für jene Bewegung, die von den Mönchsorden – vor allem von den Zisterziensern – ausging: der Prozess der Urbarmachung ungenutzten Landes. Verwilderung findet statt, wenn man nichts tut. Die Mönche taten etwas gegen die Verwilderung: Sie gründeten neue Klöster, die einen Mindestabstand von einem schon bestehenden Kloster haben mussten, und pflanzten damit Markierungen der Zivilisation in entlegene und nicht besiedelte Gebiete. „Die Klöster setzten sich an die Spitze eines Kolonisationsprozesses, in dessen Verlauf Wälder gerodet, Buschwerk abgebrannt, Sümpfe trockengelegt, der Boden entwässert, Furchen gezogen und Reben gepflanzt wurden. Nicht zuletzt ihrer Initiative war es zu verdanken, daß die unproduktiven Zonen einer fortschreitenden Nutzbarmachung unterworfen wurden und der Lebensraum des Menschen sich auf Kosten der natürlichen Landschaft allmählich immer weiter ausdehnte.“⁷

In den Klöstern entstehen jene Gärten, die unser Bild des Gartens bis heute prägen. Ich zeige Ihnen ein Beispiel für solche Klostergärten: den der Abbaye de Fontfroide in Burgund, 15 km südwestlich von Narbonne (*Folie 2*). Diese Gärten sind Produkte einer menschlichen Kultur, die sich der Natur bedient, sich ihrer aber immer auch erwehren muss. Von einem besonderen unter diesen Klostergärten will ich genauer berichten.

In der Bibliothek des ehemaligen Klosters von St. Gallen – südlich des Bodensees in der Schweiz gelegen – wird ein kostbares Pergament aufbewahrt: der Grundriss einer idealen Klosteranlage. Ein Bibliothekar des Klosters Reichenau hat diesen Plan im Jahr 816 für den Abt von St. Gallen angefertigt (*Folie 3*). Zwar ist dieser Plan wohl nie zur Ausführung gelangt, aber wenn man bestehende Klosteranlagen betrachtet, wird man viele Einzelheiten des Entwurfes wiederfinden. Ein sehr großer Teil des benediktinisch geprägten Areals wird von Gebäuden eingenommen; man staunt angesichts der reichen Fülle dessen, was zu einem so großen Wirtschaftsbetrieb gehört: Ställe für das Vieh, Unterkünfte für die Laienbrüder, die als Hirten oder Pferdeknechte für das Kloster arbeiteten, eine Brauerei, Werkstätten, Mühlen, ein Badehaus. Eher am Rand liegen die Gärten, die gleichwohl von hoher – auch symbolischer – Bedeutung sind: der Gemüsegarten, der Heilkräutergarten, der Baumgarten. Natürlich erfüllen sie einen bestimmten Zweck. Sie dienen der Versorgung der im Kloster Lebenden mit Nahrungsmitteln und Arzneien. Aber zugleich sind diese Gärten mit den in ihnen wachsenden Pflanzen symbolisch hoch aufgeladen. Der Heilkräutergarten umfasst 16 Beete, auf denen neben medizinisch wirksamen Pflanzen wie Salbei, Fenchel und Minze auch Rosen und Lilien wachsen, weil man damals auch ihnen einen Heilwert zuschrieb. 16 ist eine „heilige Zahl“, sie ergibt sich z.B., wenn man die Zahl 4 mit sich selbst multipliziert. (Im Garten Eden entspringen vier Ströme. Es gibt vier Jahreszeiten, vier Tagzeiten, vier Windrichtungen, vier Evangelien ...) (*Folie 4*). Aber es ist noch mehr: Der Kräutergarten erweist, dass das, was gegen Krankheiten wirkt, in der Schöpfung selbst vorkommt. Und sie verweist auf den Schöpfer, der nicht nur das leibliche, sondern auch das Heil der Seele in seiner Obhut hat. „Verwaltet“ aber wird die-

⁶ Peter Cornelius Mayer-Tasch und Bernd Mayerhofer, (Hg.), *Hinter Mauern ein Paradies. Der mittelalterliche Garten*, Ffm. 1998, S. 28 ff.

⁷ Ebd., 32f.

ses Heil von der Kirche: in den Sakramenten. So hängt alles mit allem zusammen. Der schon einmal zitierte Hrabanus Maurus sagt über den Garten, „er bedeute die innersten Freuden des Paradieses. Mit ihm verglichen werden könne die heilige Kirche, da auch sie viele Früchte trage, umfriedet sei vom Schutz Gottes und in ihr der heilige Brunnen des Heils fließe.“⁸ Dies ist eine Auffassung, die wenigstens für die protestantischen Kirchen heute kaum noch nachvollziehbar ist, aber das war nicht immer so. Im Zeitalter der sogenannten lutherischen Orthodoxie hat sich die Lehre von den Heilmitteln etwa in Chorälen wie „Preis, Lob und Dank sei Gott dem Herren“⁹ formuliert. „Die recht in dieser Kirche wohnen, die werden in Gott selig sein; des Todes Flut wird sie verschonen, denn Gottes Arche schließt sie ein. Für sie ist Christi Blut vergossen, das sie im Glauben nehmen an ...“

In der Zeit, von der wir jetzt sprechen (und das ist das Mittelalter, so umstritten die Datierung der europäischen Zeitalter inzwischen auch ist), hat mehr oder weniger alles eine symbolische Bedeutung. Das gilt auch für den Baumgarten des St. Galler Klosterplans. Er ist nicht nur Obstgarten, sondern dient auch als Friedhof, und dafür gibt es nicht nur praktische Gründe. Das gesamte Mittelalter hindurch galten die Obstbäume als Sinnbild der Auferstehung. Denn in ihrem Lebensrhythmus von Winterruhe, Blüte und Frucht, so sah man es, bildeten sie die Zyklen des menschlichen Lebens ab: sterben und begraben sein, wiederum geboren werden und auferstehen zu neuem Leben. In der Mitte des Obstgarten-Friedhofs aber, flankiert von den Mönchsgräbern, steht ein Kreuz. Das Holz des Todes ist zugleich ein Baum des Lebens, nein: Es – das Kreuz – ist *der* Baum des Lebens. „Unter den Bäumen der Erde (ist das Kreuz) der heiligste, da an ihm die Früchte des ewigen Heils duften.“¹⁰

Alle Gärten innerhalb dieses „idealen“ Klosters sind, je für sich, von Mauern oder Zäunen umschlossen. Und dies, obwohl ja schon die ganze Klosteranlage ummauert ist. Diese Einfriedungen sind wohl mehr von symbolischer als von praktischer Bedeutung. Die Gärten stellen einen besonderen Raum dar, der geschützt werden muss, doppelt abgegrenzt gegen die Außenwelt. Mauer und Zaun sind auch hier die Bedingung dafür, dass es den Garten überhaupt geben kann – und gibt.

In einem Rechteck zwischen Gemüsegarten und Baumgarten liegt das Gärtnerhaus. Auch Klostergärten müssen bearbeitet, gepflegt, in Ordnung gehalten werden. Von jenem Garten, in dem alles dem Menschen förderlich und segensreich entgegenwächst, sind wir für immer getrennt. Er ist – sagt Karl Barth – unsere Heimat, aber er ist nicht der Ort, an dem wir uns aufhalten. Es ist Zeit, daran zu erinnern, dass die Mauer, die den Garten umgibt, nicht nur etwas Erschreckendes und Abweisendes hat. Zweifellos: Es ist besser, die Mauer im Rücken, als sie unüberwindbar vor sich zu haben. Aber: Ohne die Mauer / den Zaun gibt es den Garten nicht. Das stimmt im etymologischen wie im historischen Sinn. „Der ‚Garten‘ ... ist dem indogermanischen Wortstamm ‚ghordo‘ ent wachsen, was so viel wie ‚Flechtwerk, Zaun, Hürde‘ bedeutet und sich auch im griechischen

⁸ Ebd., 39.

⁹ EG 245.

¹⁰ S. Mayer-Tasch, aaO., 35.

‚chórtos‘ und im lateinischen ‚hortus‘ spiegelt“ (Folie 5). Den Begriff Hort hören wir noch heute in dieser doppelten Bedeutung: Garten (wie in Kinderhort) und Schutzraum. Auch das aus dem Alt-persischen stammende Wort Paradies bedeutet nichts anderes als: „Umzäunung, Umwallung“. „Kein Garten also ohne Mauer.“¹¹ Und auch historisch gibt es den Garten nicht ohne diesen Schutz. Denn: „Am Anfang war die Wüste.“ Das heißt: Die Gärten Ägyptens, Vor- und Urbilder des europäischen Gartenbaus, waren längs des Nils der Wüste abgetrotzt. Entsprechendes gilt für die persischen Gärten: „Alle waren sie von einer hohen Mauer umschlossen – paradiesische Oasen inmitten glühender Wüsten.“¹² Nimmt man die Mauer weg, so verwandelt sich der Garten wiederum in eine Wüste. Für diesen Prozess gibt es einen literarischen Beleg, der sich im Buch des Propheten Jesaja findet: das Weinberglied. Unerwartet, aber völlig plausibel erscheint die Mauer – oder der Zaun – hier in einer positiven Bedeutung:

„Wohlan, ich will meinem lieben Freunde singen, ein Lied von meinem Freund und seinem Weinberg. – Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter und wartete darauf, dass er gute Trauben brächte; aber er brachte schlechte.“ Noch ist der Zaun nicht erwähnt, aber in der Fortsetzung des Liedes wird deutlich, dass die Umzäunung des Weinbergs zu seiner Anlage gehört: „Nun richtet, ihr Bürger zu Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberg! Was sollte man noch mehr tun an meinem Weinberg, das ich nicht getan habe an ihm? Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will! Sein Zaun soll weggenommen werden, dass er verwüstet werde, und seine Mauer soll eingerissen werden, dass er zertreten werde. Ich will ihn wüst liegen lassen, dass er nicht beschnitten noch gehackt werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen, und will den Wolken gebieten, dass sie nicht darauf regnen.“¹³ Derjenige, der sich im Ich des Sprechers verbirgt, ist Gott; und weil Gott es ist, der spricht, kann er eben auch den Wolken gebieten, dass sie nicht regnen. Damit ist das Schicksal des Weinbergs, der ein Bild für das *Haus Israel* ist, besiegelt. Er ist kein Weinberg mehr. Das Grundstück, das ein Weinberg war, wird – sich selbst, „der Natur“ und den wilden Tieren überlassen – zu einem Areal, in dem Disteln und Dornen regieren. Damit ist jener erschreckende Zustand des Ackers wiederhergestellt, auf dem der alten Geschichte zufolge der Mensch sich fand, nachdem er aus dem Garten Eden vertrieben war: des *verfluchten* Ackers, der – so Gott zum Mann – „dir Dornen und Disteln tragen soll“.¹⁴ Gott, der Autor, der „Sänger“ des Weinbergliedes, ist hier aber noch konsequenter, als er es bei der Vertreibung war. In der Geschichte des Anfangs hat *Adám*, der Mensch, immerhin die Chance, dem verfluchten Acker etwas abzutrotzen durch Arbeit, die ihn Schweiß des Angesichts kosten wird. Im Weinberg wird nichts mehr wachsen außer Disteln und Dornen. Selbst wer wollte, würde nichts daran ändern. Denn es regnet nicht mehr auf ihn, und sein Zaun ist weggenommen, seine Mauer eingerissen. Ohne Mauer aber gibt es keinen Garten.

¹¹ Ebd., 11.

¹² Ebd., 23.

¹³ Jesaja 5,1-6.

¹⁴ 1Mose 3,18.

Es wird – kulturgeschichtlich – lange dauern, bis „die Mauern fallen“. Ein kurzer Ausblick: Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts setzt sich der englische Landschaftsgarten gegen den französisch geprägten Barockgarten durch (*Folie 6*). Dieser war bestimmt durch eine streng geometrische Anlage, die das königliche (oder fürstliche, auch fürstbischöfliche) Schloss umgab, durch einen absoluten Gestaltungswillen, der keine Rücksicht auf die Natur nahm, sondern sich ihrer bemächtigte. „Vierzig Jahre lang war in Versailles ein Heer von Gärtnern damit beschäftigt, die bäuerliche Weidelandchaft zur königlichen Kunstlandschaft ‚umzubauen‘.“ Und natürlich waren die königlichen Gärten dem König, allenfalls den Mitgliedern des Hofes vorbehalten. Das änderte sich mit der Durchsetzung des englischen Landschaftsgartens. Er beruhte „nicht auf mathematischer Rationalität, sondern auf dem Prinzip der Freiheit. Die Natur sollte endlich wachsen dürfen, wie es ihr gefiel.“ (Allerdings durchaus nicht unkontrolliert, sondern sozusagen „unter Aufsicht“.) Es gibt einen Zusammenhang zwischen der „neuen“ Gartenkunst und den Veränderungen der politischen Landschaft in Europa. Die Landschaftsgärten sind ein Ausdruck der Freiheit, die das Volk gegen die absoluten Herrscher durchsetzte. Man könnte auch sagen, dass sie die „Angst des Fürsten vor dem Freiheitswillen des Volkes“ dokumentierten.¹⁵ Am Englischen Garten in München kann man das sehen. Als 1789 in Paris die Bastille gestürmt wurde, reagierte der Kurfürst Karl Theodor in München darauf, indem er 1792 in „seiner“ Stadt München die Stadtwälle schleifen ließ. Schon vorher – nämlich noch im Jahr 1789! – ließ er im Jagdrevier des Hofes den Englischen Garten, diesen bedeutenden Landschaftspark, anlegen, um seine Verbundenheit mit den ärmeren Volksschichten zu demonstrieren. Karl Theodor erklärte, damit solle eine Stätte geschaffen werden, die sowohl der Erholung und dem ‚traulichen und geselligen Umgang aller Stände‘ als auch der landwirtschaftlichen Belehrung und Nutzung dienen sollte. Wie fern das für unsere Ohren klingt. Es ist die Sprache des aufgeklärten Absolutismus.¹⁶

Der Garten des Weinbergliedes, der Garten Eden: Sie sind noch weit vor diesem Landschaftsgarten, der schon Ausdruck, vor allem aber Vorschein der Freiheit ist. Die frühen Gärten sind angewiesen auf Mauer und Zaun und wären nicht ohne ihren Schutz. Wie aber sieht es im Inneren des Mauerrings aus? Ein Garten ist in ihm gepflanzt, „gegen Osten hin“, heißt es. Schwer zu sagen, was diese Wendung meint. Aber im Osten bricht der Tag an, und damit ist vielleicht gesagt, dass der Garten das Erste ist, das, womit alles anfängt. Das würde passen zu einem anderen Zug der biblischen Erzählungen *vom Anfang*. Nach dem jüngeren Schöpfungsmythos kommt der Mensch am Abend des sechsten Tages zur Welt. Der erste Tag, den er dann als ganzen erlebt, ist der siebte, und dieser ist der Ruhetag. Am Anfang: nicht Arbeit, sondern Lebensgenuss. Am Anfang: nicht Wüste, sondern Garten. (Das gibt der Arbeit wie der Wüste einen anderen Geschmack.) – In Eden wachsen „allerlei Bäume, verlockend anzusehen und gut zu essen“. Eine größere Rolle als die Pflanzen spielt das Wasser. Von einem Strom ist die Rede, der sich in vier Hauptarme teilt. Und nun zeige ich ein fünftes Bild (*Folie 7*). Es ist im 14. Jahrhundert in Frankreich entstanden und findet sich in einer Art Reisebuch, *Voyages d'outremer* (also *Überseereisen*), des Jean de Mandeville. Das Bild zeigt weniger den Garten selbst als das Wasser, das in ihm – und aus ihm strömt. (Auf den

¹⁵ Mayer-Tasch, aaO., 55 ff.

¹⁶ S. ebd., 62f.

Baum der Erkenntnis kam es dem Illustrator des Reiseberichtes offenbar ebenso wenig an wie auf die Menschen im Garten; ihn interessieren die Flüsse als Wasserwege.) Eine sechseckige Mauer umschließt eine Rasenfläche, aus der einige eher schwächliche Pflanzen wachsen. Wir sehen von vorn (da ist die Mauer geöffnet) und halb von oben in die grüne Fläche hinein, die völlig beherrscht wird von einem Brunnen. Der sieht aus wie eine hohe, sehr schmale runde Säule, oben von einem leuchtend roten Helm bedeckt. Auf halber Höhe trägt die Säule eine runde steinerne Schale, in die aus zwei Röhren unterhalb des Helms Wasser fließt. Die Schale hat vier Auslässe: Wasserspeier in Form liebenswerter (also nicht sehr gefährlich aussehender) Löwenköpfe. Da, wo die vier dünnen Rinnsale auf den grünen Boden treffen, beginnen die vier Paradiesströme. Kaum fließen sie ein Stück durch den Garten, schon treten sie durch kleine Öffnungen in der Mauer aus in die Umgebung. Aus der Mitte der Welt (denn so verstand der mittelalterliche Mensch den Garten Eden) kommt das Wasser, die Quelle des Lebens für die ganze Welt, für alles Land, das außerhalb des Paradieses liegt. Draußen verbreitern sich die kleinen Flösschen schnell zu großen Flüssen, auf denen Schiffe in alle Himmelsrichtungen auf das offene Meer hinausfahren. Drei dieser Schiffe entfernen sich, eines fährt auf den ummauerten Garten zu, als wolle es die Mauer durchstoßen; aber davon kann keine Rede sein, weil die Öffnung für ein Schiff viel zu klein ist. Einer der Seefahrer weist mit ausgestrecktem Zeigefinger – sehnsüchtig? – auf die Stelle an der Brunnen säule, wo aus den beiden Röhren das Wasser austritt.

Das Bild signalisiert: Es gibt keinen Weg – auch keinen Wasserweg –, der zurückführen würde ins Paradies. Es sagt aber auch: Wo irgend auf der Erde Wasser fließt, da kommt es direkt aus dem Garten Eden. Es gibt diese sehr unmittelbare Verbindung mit dem Garten, allerdings hat sie eine eindeutige Richtung, sie geht fort von ihm. Es ist wahr: Wer zur Quelle will, muss gegen den Strom schwimmen. Aber in diesem Fall hilft das nicht. Diese Quelle wird niemand je erreichen. Und doch kann man sich damit trösten: Das Wasser kommt aus der Mitte der Welt, aus dem Herzen der Schöpfung, aus dem, was im Anfang bei Gott und in Gott war und noch immer dort ist.

Noch einmal Karl Barth, Kirchliche Dogmatik: „Von dorthier (aus dem Paradies also) kommt das Heil, kommt Segen, Freude und Frieden für die ganze Erde, weil dort der erste Sitz des von Gott gewollten Lebens der Erde, der Pflanze, des Menschen ist, weil dort die Erfüllung seiner Absicht mit der Schöpfung schon Ereignis ist. Eben dort haben alle Ströme der Welt ihren gemeinsamen Ursprung in einem einzigen Strom. Sie bringen in ihrer Teilung Fruchtbarkeit auf die ganze Erde, nachdem und weil sie zuvor als ein Strom das Paradies bewässert und fruchtbar gemacht haben. Sie sind die Strahlen des einen Lichtes, das dort, an jenem unbekanntem und unerreichbaren, aber irdischen Ort leuchtet. Es gäbe keine Ströme ohne diesen einen Strom. Es gäbe keine Pflanzen, wenn sie nicht in den Bäumen des Paradieses ihr Urbild und Vorbild hätten. Es gäbe keine Erde, wenn es nicht an seinem Ort diesen Garten gäbe. Es wäre kein Hier, wenn dieses Dort, kein Außenhalb, wenn dieses Innerhalb nicht wäre.“¹⁷

¹⁷ Barth, Kirchliche Dogmatik III/1, aaO., S. 287 f.

Der Garten, die Bäume, das Wasser: Das ist Eden, zu deutsch: *Wonne*. Der biblische Bericht ist sparsamer als der Dogmatiker Barth. (Nur, dass man hier und da Gold und Edelsteine finde, erwähnt die Genesis noch.) Die Tiere, von denen noch die Rede ist, gehören nicht zum Garten, sondern sie leben in ihm, wie der Mensch in ihm lebt. Die Tiere sind hier eigentlich nicht mehr als eine Randnotiz, Überbleibsel eines gescheiterten Versuchs. Gemacht hat Gott sie, damit sie dem Menschen ein Gegenüber seien, und gerade dafür hat der Schöpfer sie dann als untauglich oder unzureichend befunden. So entsteht im zweiten Anlauf ein anderes menschliches Wesen, das dem *Adám* ähnlich und doch von ihm unterschieden ist, und von da an gibt es den Menschen als Frau und Mann, genau genommen in dieser Reihenfolge. Denn ehe die Frau wurde, gab es weder Mann noch Frau, sondern jenes geschlechtslose Unikat. In dem Augenblick, da die Frau „aus der Rippe“ des *Adám* entsteht, existiert er – der Mensch – als Mann und Frau. – Mehr aber als Bäume, Flüsse, Tiere und das Menschenpaar braucht es nicht, um die Phantasie zu beflügeln. Hieronymus Bosch, Jan Brueghel, Albrecht Dürer: Das sind nur ein paar Malernamen, die dokumentieren, welche wundersamen Bilder die wenigen Angaben des biblischen Textes hervorgebracht haben (*Folien 8 & 9*).

Die wundersamen Bilder aber gibt es nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch in der Literatur. *Ein* Beispiel nur von unendlich vielen: Heinrich von Kleists Erzählung „Das Erdbeben in Chili“ aus dem Jahr 1806. Es handelt sich um eine Liebesgeschichte mit bitterem Anfang, glücklicher Wendung und wiederum tragischem Schluss. Der junge Spanier *Jeronimo*, der *Josephe*, die einzige Tochter eines reichen Bürgers in Santiago de Chile, als Hauslehrer unterrichten sollte, hat sich in das Mädchen verliebt. Ihr Vater hat dieses Liebesverhältnis untersagt, Jeronimo aus seinem Haus entfernt und Josephe, die Tochter, vorsichtshalber in einem Karmeliterkloster untergebracht. Aber: „Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewußt, und in einer verschwiegene Nacht den Klostersgarten zum Schauplatz seines vollen Glückes gemacht“¹⁸ (*Folie 10*). In einem Garten also – noch dazu einem Klostersgarten – beginnt das Glück des jungen Paares. Aber als Josephe am Fronleichnamstag „in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niedersinkt“, wird das Kloster zum Ort eines Skandals und zum Ziel ungeheurer Entrüstung. Auch die Fürsprache des Vaters und der Äbtissin kann nichts daran ändern, dass die junge Mutter in ein Gefängnis gebracht und nach einigen Wochen zum Tod durch Enthauptung verurteilt wird. An dem Tag aber, als die Strafe vollzogen werden soll, verwüstet ein gewaltiges Erdbeben die Stadt *St. Jago*, wie Kleist sie nennt. Jeronimo – auch ihn hat man inhaftiert – verdankt seine unverhoffte Freiheit der Zerstörung *seines* Gefängnisses in eben diesem Erdbeben. In der verzweifelten Hoffnung, seine Geliebte wiederzufinden, irrt er durch die Trümmerstadt und gelangt schließlich in „ein weites, nur von wenig Menschen besuchtes Thal“, wo er „an einer Quelle, die die Schlucht bewässerte, ein junges Weib erblickte, beschäftigt, ein Kind in seinen Fluthen zu reinigen.“¹⁹ Es ist Josephe mit dem Neugeborenen, das sie Philipp nennt. Nun ist das Glück den beiden Liebenden vollkommen. Der Schauplatz dafür ist ein Gebiet, dem es zum Paradiesgarten an

¹⁸ Heinrich von Kleist, *Das Erdbeben in Chili*, in: ders., *Sämtliche Werke und Briefe*. Münchner Ausgabe, hg. von Roland Reuß und Peter Staengle, München (Hanser Verlag) 2010, 148-163, hier: 148.

¹⁹ Ebd., 152.

nichts fehlt: „Überall, längs der Thalquelle, hatten sich, im Schimmer des Mondscheins, Menschen niedergelassen, und bereiteten sich sanfte Lager von Moos und Laub ...“ Jeronimo und Josephe schleichen sich in ein dichtes Gebüsch und finden „einen prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr wollüstiges Lied.“²⁰ Die Menschen aber, die sich aus der zerstörten Stadt in dieses Tal geflüchtet haben, bilden hier eine ideale Gesellschaft, die frei ist von Hass und Neid. Man hilft sich gegenseitig, erzählt einander Geschichten „von ungeheuren Thaten“, deren Zeuge man geworden ist, und fragt sich, „ob die Summe des allgemeinen Wohlseyns nicht von der einen Seite um eben so viel gewachsen war, als sie von der anderen abgenommen hatte.“²¹ Paradiesische Zustände also, die aber nur von kurzer Dauer sind. Die Glocken der Kathedrale von St. Jago – sie ist als einzige Kirche stehen geblieben – rufen die Überlebenden zu einem Gottesdienst, der sowohl Dank- wie auch Bitt- und Bußgottesdienst ist. Der Prediger deutet das Erdbeben als eine Strafe Gottes für den Verfall der Sitten in der Stadt. Dann bricht ein Tumult los. Jeronimo und Josephe werden erkannt und als die identifiziert, die an der Katastrophe schuldig seien. Beide werden Opfer des ungeheuren Volkszorns, allein der kleine Philipp überlebt das große Morden. Nur eine schwache Erinnerung an die in jenem paradiesischen Tal erlebte große Versöhnung ist es, was sich in der „Adoption“ des hilflosen Säuglings durch ein edles Paar, Don Fernando und seine Gemahlin Donna Elvire, zu erkennen gibt.

In den Garten, auch in diesen, der sich für ein paar Stunden am Rande einer Katastrophe aufgetan hat, führt kein Weg zurück. Aber – allmählich nähern wir uns der Geschichte, die diesem Vortrag zu seiner Überschrift verholfen hat – nicht alles, was das Paradies ausmacht, ist für die verloren, die außerhalb leben. Das Wasser entspringt in ihm; Pflanzen und Tiere, die dort waren, sind auch hier; die Röcke von Fellen, die Gott dem Menschenpaar macht, ehe er es aus dem Garten weist, sind in ihm gemacht; vor allem aber: Das Wissen, wie man Gärten anlegt, ist nicht dem großen Gärtner allein vorbehalten. Es ist, für alle Zeiten, den Vertriebenen mitgegeben. Wie der mittelalterliche Klostergarten zum „Abbild des von Gott als höchstem Gärtner angelegten Paradieses“ wird²², so fällt ein ähnliches Licht auf alle Gärten, auch auf die außerhalb der Klostermauern.

Zwar ersetzt kein Klostergarten, kein Barockgarten, kein Landschaftsgarten (und natürlich auch kein Schrebergarten) das verlorene Paradies. Aber es gibt die Sehnsucht nach ihm, den Wunsch, dorthin „zurückzukehren“, wo ja niemand je war und woher doch „irgendwie“ alle kommen. Und es gibt die Erinnerung an dieses Paradies; sie ist den Menschen mitgegeben von Anfang an. Marie Luise Kaschnitz hat davon erzählt und die Erinnerung an Adam und Eva geknüpft, die ja (wenn man den Mythos einmal wörtlich nimmt) die einzigen Menschen waren, die sich überhaupt an das Leben im Paradies erinnern konnten. So also heißt ihre Erzählung: „Adam und Eva“. Marie Luise Kaschnitz hat die Geschichte in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg auf ihre besondere Weise weiter erzählt. Sie hat sich gefragt: Wie war es wohl, als die beiden aus dem Paradies vertrieben waren?

²⁰ Ebd., 153f.

²¹ Ebd., 156f.

²² Clemens Alexander Wimmer, Geschichte der Gartentheorie, Darmstadt 1989, 410.

Lange Zeit wird es ihnen ziemlich schlecht gegangen sein; denn sie waren ja an das schwere Leben und an die Arbeit nicht gewöhnt. Die beiden Söhne haben ihnen, wie man weiß, nicht nur Freude gemacht. Für Adam aber, so meint die Erzählerin, könnte der schrecklichste Augenblick der gewesen sein, in dem er darauf kam, dass sie sterben müssten wie die Tiere. Von nun an konnte ihn nichts mehr erfreuen, weil ja nichts Bestand haben würde. »Was wir hier zurücklassen, ist unfertig und keinen Pfifferling wert«, sagt Adam in der Geschichte zu Eva. „»Jemand wird es schon fertig machen«, sagte Eva. – »Die Kinder«, sagte Adam streng, »sind träge und leichtsinnig. Sie wissen nicht, was arbeiten heißt, und werden elend zugrunde gehen.« – »Es wird schon noch etwas aus ihnen werden«, sagte Eva.“ Irgendwann geht dem mürrischen Adam die Energie aus, Eva weiter zu widersprechen. Hilflos fragt er sie: »Und was wird aus uns?« Sie antwortet: »Wir bleiben zusammen. Wir gehen zurück in den Garten.« »Ist er denn noch da?« fragte Adam erstaunt. »Gewiß«, sagte Eva. »Wie willst du das wissen«, fragte Adam mürrisch. »Woher meinst du«, fragte Eva, »daß ich die Reben hatte, die ich dir gegeben habe, und woher meinst du, daß ich die Zwiebeln der Feuerlilie hatte, und woher, meinst du, hatte ich den schönen funkelnden Stein?« »Woher hattest du das alles?« fragte Adam. »Die Engel«, sagte Eva, »haben es mir über die Mauer geworfen. Wenn wir kommen, rufe ich die Engel, und dann öffnen sie mir das Tor.« Adam schüttelte langsam den Kopf, weil eine ferne und dunkle Erinnerung ihn überkam. »Gerade dir«, sagte er. Aber dann fing er an zu lachen, zum ersten Mal seit ach wie langer Zeit.“²³

„Die Engel haben es mir über die Mauer geworfen.“ Was dieses es ist, das werden wir verschieden beantworten. Die Blüten, die Früchte? Der Geruch der Erde nach einem Frühlingsregen? Die Musik? Die Sprache? Die Träume? Die Phantasie? Kinder, Tiere? Erinnerungen? Die Erfahrung, zu lieben und geliebt zu werden? Was immer es sei: Dieses es verbindet uns mit dem für immer verlorenen Paradies. Immer dann, wenn etwas wie Wonne in das Leben kommt (dies ist ja die Bedeutung des Namens Eden), spüren wir, dass es den Garten gibt und dass er in der Welt ist, dass wir ihn zwar nicht lokalisieren und nicht aufsuchen können, aber doch aus seinen „Vorräten“ leben, die augenscheinlich unerschöpflich sind.

Noch einmal: ein *Lied aus dem Garten*, wiederum nach der Fassung der lateinischen *Vulgata*, von dort ins Deutsche übersetzt²⁴. Während Herr Hester ein zweites Stück spielt, sehen wir „Das Paradiesgärtlein“ (Folie 11).

*„Komm herab in meinen Garten.
Komm, meine Geliebte:
Vollkommen schön bist du, meine Freundin,
und kein Makel ist an dir.
Komm! Und du sollst bekränzt werden,
komm! Du sollst bekränzt werden.“*

²³ In: Horst Nitschke [Hg.], Seid nicht so sicher! Geschichten, Gedichte, Gedanken von Marie Luise Kaschnitz, Gütersloh 1979, 85 ff.

²⁴ Hld 4,7.8.

Ein Gedicht zum Schluss. Es erzählt vom Reiz des Paradieses, aber es gibt sich auch skeptisch, und am Ende wird es rätselhaft und mehrdeutig, also hat es alles, was ein gutes Gedicht braucht. Elisabeth Borchers (* 1926), „Was alles braucht's zum Paradies“.

*Ein Warten ein Garten
eine Mauer darum
ein Tor mit viel Schloß und Riegel
ein Schwert eine Schneide aus Morgenlicht
ein Rauschen aus Blättern und Bächen
ein Flöten ein Harfen ein Zirpen
ein Schnauben (von lieblicher Art)
Arzneien aus Balsam und Düften
viel Immergrün und Nimmerschwarz
kein Plagen Klagen Hoffen
kein Ja kein Nein kein Widerspruch
ein Freudenlaut
ein allerlei Wiegen und Wogen
das Spielzeug eine Acht aus Gold
ein Heute und kein Morgen
der Zeitvertreib das Wunder
das Testament aus warmem Schnee
wer kommt wer ginge wieder
Wir werden es erfragen.²⁵*

²⁵ Elisabeth Borchers (1986), in: Alles redet, schweigt und ruft. Gesammelte Gedichte, Frankfurt am Main (Suhrkamp Verlag) 2002.